

Ein mährischer Hitzkopf in Wien

Von Stephan Burianek

Vor 90 Jahren feierte Leoš Janáček's „Jenufa“ ihre legendäre deutschsprachige Erstaufführung an der Wiener Hofoper. Es war eine Premiere, welche die Operngeschichte stark beeinflusste.

Vor genau 90 Jahren, am 16. Februar 1918, schwappt tosender Applaus von den Zuschauerreihen auf die Bühne der Wiener Hofoper (der heutigen Staatsoper): er gilt der deutschsprachigen Erstaufführung von Leoš Janáček's (1854 - 1928) mährisch-bäuerlichen Musikdrama „Jenufa“. Die tschechischsprachige Wiener Tageszeitung „Videnský Dennik“ berichtet: „Als der Vorhang nach dem ersten Akt die Szene schloss, erdröhnten die Räume der Hofoper mit donnerndem Applaus. (...) Nach dem zweiten und dritten Akt wurde Meister Janáček mindestens zwanzig Mal auf die Bühne gerufen und ebenso spendeten alle Orchestermitglieder Beifall (...) Tief bewegt dankte der Meister und mit ihm wiederholt hervorgerufene Solisten schüttelten Janáček innig die Hände.“

Es handelt sich im Jahre 1918 um eine Neuentdeckung, keineswegs aber um ein neues Werk. In Brünn hatte die tragische Oper über die unglücklich verliebte Jenufa, deren Neugeborenes von ihrer Stiefmutter in einem Versuch der Ehrenrettung ertränkt wird, bereits im Jahr 1904 seine erfolgreiche Uraufführung erlebt. Obwohl sie dort seither regelmäßig aufgeführt wurde, misslangen über viele Jahre hinweg zahlreiche Bemühungen des Komponisten und seiner Mitstreiter, Prag oder Wien zu einer Aufnahme zu bewegen. Doch nun, 14 Jahre später, steht der mittlerweile 63-jährige Janáček am zwischenzeitlichen Höhepunkt seiner Karriere.

Kaiser befiehlt Premiere

Vergessen sind in diesem Moment all jene Turbulenzen, die im Vorfeld der Premiere dem Hofoperndirektor Hans Gregor und seinen Mitarbeitern einiges abverlangt hatten. Da ist einerseits die von den Medien interessiert verfolgte parlamentarische Interpellation deutschnationaler Abgeordneter zu nennen, denen eine slawische Bauernoper im hochheiligsten Ort Wiener Hochkultur ein Dorn im Auge gewesen war. Niemand Geringerer als Kaiser Karl, der ein versöhnliches Signal an die auf nationale Eigenständigkeit pochenden Slawen senden wollte, unterband diese Diskussionen schließlich, indem er die Premiere „auf allerhöchsten Befehl“ anordnen ließ und außerdem die Kartenpreise zugunsten von Kriegsoffizieren erhöhte.

Andererseits gefährdeten Streitigkeiten um die deutsche Textfassung zwischen dem Übersetzer Max Brod und dem Dirigenten Hugo Reichenberger die Premiere. Erst nach einem heftigen Briefwechsel zwischen dem Verlag (Universal Edition), der Hofoper und dem ihn beschwörenden Komponisten gab Brod zähneknirschend seine Einwilligung in die von Reichenberger veränderte Textversion. Zu alledem war die Hofoperndirektion auch mit regelmäßigen Einwüfen des besorgten Komponisten konfrontiert gewesen. Janáček, der bei den früh beginnenden Chor- und Orchesterproben phasenweise persönlich anwesend war, plagte unter anderem die Angst, das Lokalkolorit seiner Oper könnte womöglich durch nicht adäquate Kostüme verwässert werden. Die Spannung vor der Premiere muss auch für die Sänger außerordentlich groß gewesen sein. Einer von ihnen warf während der Proben die Nerven weg und musste durch einen Kollegen ersetzt werden.

Wenngleich der unter diesen Voraussetzungen überraschende Erfolg in Wien wesentlichen An-



Im Februar 1918 war Leoš Janáček im „Tschechischen Haus“ untergebracht, dem heutigen „Hotel Post“ am Fleischmarkt im ersten Wiener Gemeindebezirk. Foto: Burianek

teil am internationalen Durchbruch des Komponisten hat, bleibt dessen Verhältnis zur Reichshauptstadt schwierig. Bereits als 25-Jähriger hatte Janáček für einige Monate in Wien gewohnt, um am Konservatorium der Gesellschaft für Musikfreunde Klavier- und Kompositionsunterricht zu nehmen. In Mähren wurde der persönliche Freund von Antonín Dvořák und Verfasser einiger Chor- und Instrumentalwerke zu jener Zeit bereits sehr geschätzt. Auch sein Wiener Kompositionslehrer Franz Krenn, zu dessen Schülern auch Gustav Mahler gezählt hatte, attestierte ihm großes Talent.

Wechselspiel der Gefühle

Dennoch fühlte sich Janáček, der damals noch einer traditionellen Musikästhetik verbunden war, bei Kompositionswettbewerben des Konservatoriums benachteiligt – was ihn zu einer seiner berüchtigten impulsiven Handlungen veranlasste: Nach Ablehnung eines feurigen Protestbriefs kehrte der enttäuschte Hitzkopf frühzeitig in seine mährische Heimat zurück – und trat erst vier Jahre später wieder als Komponist in Erscheinung.

Die Zeit nach diesem ersten Wien-Intermezzo war von einem Wechselspiel der Gefühle geprägt: Heirat mit der erst 15-jährigen Zdenka Schulz, Scheidung und erneute Heirat (abermals mit Zdenka), Gründung seiner Orgelschule, Geburt zweier Kinder, Tod eines Kindes. In diesen schwierigen Jahren verfestigte sich seine – in der Literatur in unterschiedlichem Ausmaß interpretierte – Ablehnung des Deutschtums und seine mehr oder weniger fanatische Hinwendung zum Panslawismus. In diesem Zusammenhang ist folgende Legende bemerkens-

wert: Als sich Kaiser Franz Joseph einmal in Brünn aufhielt, besuchte er ein von Janáček dirigiertes Konzert. Bei dieser Gelegenheit soll der kompromisslose Mähre Seiner Hoheit ein mährisch-patriotisches Musikprogramm präsentiert haben.

Um 1890 widmete sich Janáček dann verstärkt dem Studium mährischer Volkslieder und -tänze, die später in manche seiner Opern, wie etwa in „Jenufa“, Eingang fanden. Janáček gewann hierbei die Überzeugung, dass jegliche Volksmusik der Sprache entspringe, und entwickelte allmählich eine Theorie der Sprechmelodien. So entstand ein eigentümlicher Kompositionsstil, den Janáček-Biograf Jaroslav Vogel später als „*musikalischen Realismus*“ umschrieb.

Ob menschliche Redensweisen oder Stimmen der Natur – Janá-



Autogrammkarte des Komponisten, abgebildet im Wochenblatt „Videnský Illustrovaný Noviny“ im Februar 1918. Foto: Archiv Burianek

ček saugt Töne in seiner Umgebung förmlich auf und verarbeitete sie in seinen Kompositionen. Diese Kompositionsmethode ruft den Widerspruch zahlreicher Zeitgenossen hervor, zu denen auch Julius Korngold zählt. Der bekannte Musikkritiker der „Neuen Freien Presse“ sieht in dem genialen Komponisten einen musikalischen Primitivling, obwohl er in seiner Rezension zur Wiener Erstaufführung zugeben muss: „*Und doch: es sind Wirkungen, zweifelloste Wirkungen da.*“

Auch Max Brod, der die Übertragung des Librettos ins Deutsche äußerst sorgsam und gewissenhaft vornahm, stellten die Wortmelodien vor nahezu unlösbare Probleme. Der Kritiker der „Reichspost“, Richard Batka, meint in seiner Rezension zur Wiener „Jenufa“-Premiere, dass eine Übersetzung dieser Oper gar nicht glücken könne, „weil die ausdrucksvolle Deklamation in beiden Sprachen nicht nur verschiedenen Rhythmus, sondern auch verschiedenen Tonfall erheischt.“

Dieses Argument hat seine Aktualität bis heute nicht verloren und tauchte zu Beginn unseres Jahrhunderts wieder verstärkt auf. Dennoch war es die deutschsprachige Fassung von Max Brod, die den Siegeszug des Werks um die Opernwelt einleitete: es folgten deutschsprachige Aufführungen in Berlin und New York.

Der Wiener Triumph zerstreut die bis dato regelmäßig auftretenden Selbstzweifel des Komponisten, und er startet eine beeindruckende „Aufholjagd“: Neben anderen bedeutenden Musikwerken beendet Janáček in seinen letzten zehn Lebensjahren nicht weniger als fünf Opern. Einige dieser Musikdramen, darunter „Das schlaue Füchlein“, „Katja Kabanowa“ oder „Aus einem Totenhaus“, erkämpfen sich nach dem Zweiten

Weltkrieg nach und nach ihren verdienten Platz im Repertoire der führenden Opernhäuser. So gesehen, ging die legendäre „Jenufa“-Premiere nicht nur in die Wiener Musiktheatergeschichte ein, sondern hat weitreichende Folgen auf die heutige Opernwelt.

Einen nicht zu unterschätzenden Anteil am Siegeszug verdankt die Oper einer Sängerin, deren Stern zu jener Zeit zu strahlen beginnt: Maria Jeritza. Die Jenufa wird in den folgenden Jahren zu einer ihrer Paraderollen, die sie nach der Wiener Premiere auch an der New Yorker Metropolitan Opera erfolgreich verkörpert. Als die Jeritza im Jahr 1926 für Gastauftritte nach Wien kommt, studiert man „Jenufa“ ihr zu Ehren für zwei weitere Aufführungen erneut ein. Danach wird es ruhig um Janáček's Meisterwerk.

Ein interessantes Intermezzo bietet im Jahr 1937 das Tschechisch-Slowakische Nationaltheater Pressburg im Rahmen eines Gastspiels an der Volksoper – interessant deshalb, weil es sich hierbei um die bisher einzige Wiener Aufführung in der Originalsprache handelt. Elf Jahre später taucht „Jenufa“ kurz im Theater an der Wien auf, das damals als Ausweichquartier der zerbombten Staatsoper dient. Elf weitere Jahre muss das Wiener Publikum warten, bis das Werk im Rahmen eines Gastspiels der Stuttgarter Staatsoper ein weiteres Mal im Haus am Ring erklingt.

Schenk und Pountney

Erst 1964 wird unter der Staatsoperndirektion Herbert von Karajans die erste „Jenufa“-Inszenierung realisiert, die sich über mehrere Jahre behaupten kann. Der Regisseur heißt Otto Schenk, und seine Arbeit ist, fast auf den Tag genau, zehn Jahre lang zu sehen. Gelobt wird in zeitgenössischen Kritiken unter anderem auch das realistisch wirkende Bühnenbild von Günther Schneider-Siemssen. Auf dieser Inszenierung aufbauend, erfolgt 1978 eine Neueinstudierung durch Richard Bletschacher, die 13 weitere Jahre „überlebt“.

Seit dem Jahr 2002 hält die Staatsoper „Jenufa“ in der gefeierten Regie von David Pountney im Repertoire. Aber es wird noch eine gewisse Zeit dauern, bis man diese Arbeit, die das Werk von biederer Folklore befreite, wieder in Wien sehen können. Denn das Jubiläumsjahr 2008, in dem sich zudem Janáček's Todestag am 12. August zum achzigsten Mal jährt, wird leider ohne einer Wiener „Jenufa“-Aufführung zu Ende gehen.

Janáček wohnte übrigens während der Proben zur Wiener Erstaufführung seiner Erfolgsoper im „Tschechischen Haus“ (Fleischmarkt 24), dem heutigen „Hotel Post“ (siehe Abbildung oben). Der ehemalige Ballsaal des Hotels ist heute die Spielstätte der Wiener Kammeroper. Dort war im Oktober 2007 mit einer Kammerfassung des „Schlaue Füchleins“ erstmals eine Janáček-Oper zu sehen.

Stephan Burianek, geboren 1976, lebt als Journalist in Wien und ist Marketing-Mitarbeiter im „Tanzquartier“. Im Rahmen seiner Diplomarbeit beschäftigt er sich mit der Wiener Rezeption von Leoš Janáček's Opern.

